Standpunkt

ZEITSCHRIFT DES EVANGELISCHEN BUNDES IN ÖSTERREICH

EB

Bibelarbeit „Unsere Heimat ist im Himmel“

Verdrängung durch Kitsch – Die Heimatfilme der 50er Jahre

Vorstellung eines geförderten Projekts

HEFT 224/2016

Standpunkt

Liebe Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes,

die Redaktion freut sich, Ihnen das Heft 224 der Reihe Standpunkt vorlegen zu dürfen. Wir hoffen, dass Sie auch wieder interessante und anregende Beiträge in unserer Reihe finden. Die folgenden zwei Beiträge widmen sich dem Thema „Heimat“. Anlass ist die schon traditionelle Tagung der Evangelischen Bünde Hessen und Österreich. Sie fand vom 10. bis 13. März 2016 in Eisenstadt statt. Das Thema dieser internationalen Begegnung war „Heimat. Verloren – verklärt – verfremdet“. Standpunkt dokumentiert von dieser Tagung die Bibelarbeit unseres Vorstandsmitglieds Dr. Christoph Weist zu „Unsere Heimat aber ist im Himmel (Phil 3,20-21) und den Vortrag von Prof. Werner Schneider-Quindeau (Frankfurt/Main) zu den Heimatfilmen der 1950er Jahre mit dem Titel: „Verdrängung durch Kitsch“. Weiters berichten wir von der 53. Jahrestagung des Evangelischen Arbeitskreises für Konfessionskunde in Europa (21.–24.4.2016 in Budapest und Beregszász), die sich mit dem Thema „Was Kirchen tun, wenn der Staat zusammenbricht“ beschäftigte.

Ein Anliegen der Redaktion ist es, Ihnen auch von den geförderten Projekten des Evangelischen Bundes Österreich zu berichten. Wir starten mit der Evangelischen Frauenarbeit Niederösterreich, die in ihren Bildungsangeboten vom Evangelischen Bund unterstützt wurde. Nachrichten aus dem In- und Ausland geben wie immer einen Überblick über die kirchlichen und ökumenischen Entwicklungen der letzten Monate.

Danke für Ihren Mitgliedsbeitrag (nur 10 Euro inklusive Standpunkt-Abonnement). Danke auch für einen Druckkostenzuschuss. Bitte bedienen Sie sich des beiliegenden Erlagscheins (IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW). Danke für Ihre Unterstützung und bleiben Sie bitte dem Evangelischen Bund verbunden.

Ihre

Pfarrerin Dr. Birgit Lusche, Obfrau

Inhaltsverzeichnis

Bibelarbeit „Unsere Heimat aber ist im Himmel“ 3
von Christoph Weist

Verdrängung durch Kitsch – Die Heimatfilme der fünfziger Jahre 14
von Werner Schneider-Quindeau

Vorstellung der Evangelischen Frauenarbeit Niederösterreich 24
von Ute Kolck-Thudt

53. Jahrestagung des Evangelischen Arbeitskreises für Konfessionskunde in Europa (EAKE), 21.–24.4.2016 in Budapest und Beregszász (Ukraine) 26
von Ksenija Auksutat

Nachrichten über den Protestantismus aus aller Welt

Österreich 29
Ausland 33

Medieninhaber und Herausgeber: Evangelischer Bund in Österreich; Redaktion: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche; alle: 1030 Wien, Ungargasse 9, Tel. 01/712 54 61. Hersteller: Evangelischer Presseverband in Österreich. Verlags- und Herstellungsort: Wien. Erscheint in der Regel viermal im Jahr. Preis pro Heft € 3,–; Jahresabonnement € 10,–; für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag enthalten. IBAN: AT13 3200 0000 0747 5445, BIC: RLNWATWW, Evangelischer Bund in Österreich.

„Standpunkt“ bringt Aufsätze zu konfessionskundlichen Fragen und Nachrichten aus dem Protestantismus in aller Welt und der Ökumene, das Martin-Luther-Heft Ergebnisse der Lutherforschung.

Der Evangelische Bund in Österreich ist ein freier Zusammenschluss verantwortungsbewusster evangelischer Christinnen und Christen. Obfrau: Pfarrerin Dr. Birgit Lusche

„Unsere Heimat aber ist im Himmel“

Bibelarbeit zu Philipper 3,20-21 zur Tagung „Heimat. Verloren – verklärt – verfremdet“ der Evangelischen Bünde Hessens und Österreichs am 11. März 2016 in Eisenstadt

von Christoph Weist

„Wo findet die Seele die Heimat, der Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?
Ach bietet die Welt keine Freistatt uns an,
wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, nein, nein, hier ist sie nicht,
die Heimat der Seele ist droben im Licht.“

Das sind Worte eines Liedes, das ich von meiner Großmutter kenne, einer niederschlesischen Bergmannsfrau – und Heimatvertriebenen. Die Verse finden sich auch in einer Sammlung von Liedern „für Beerdigungen evangelischer Christen“ mit dem Titel „Himmelan“, erschienen noch 1952 in der 2. Auflage in Oberwart und viele Jahre hindurch im Burgenland bei Beerdigungen im Gebrauch[1].

Verfasst hat den Text der aus Gütersloh stammende Erweckungsprediger Friedrich (oder Franz?) Ludwig Jörgens 1827 in Montreal. Von ihm weiss die ältere Hymnologie, dass er nach Kanada ausgewandert war, zurückgekehrt nach Deutschland „ein haltloses Leben“ führte, „wegen Unterschlagung und unsittlichen Handlungen“ zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurteilt wurde, dann wiederum nach Amerika auswanderte, erneut straffällig wurde und 1842 sein Leben „in betrü-

1 Ed. Béla Seregély, Himmelan – Lieder für Beerdigungen evangelischer Christen, 2. Aufl. Oberwart 1952, Nr. 76, S. 55f

bender Weise“ schloss, indem er sich das Leben nahm[2]. Das Opfer einer Art von Heimat-Losigkeit?

Die Antwort, die das Lied auf seine Eingangsfrage nach der Heimat der Seele gibt, wird sogleich in der zweiten Strophe näher bestimmt mit der Aufforderung:

„Verlasset die Erde, die Heimat zu sehn,
die Heimat der Seele so herrlich, so schön!
Jerusalem droben von Golde erbaut,
ist dieses die Heimat der Seele, der Braut?
Ja, ja, ja, ja dieses allein
kann Ruhplatz und Heimat der Seele nur sein.“

In unserem Zusammenhang interessieren nun weniger die alten, von Paulus bzw. der Johannesoffenbarung aus der prophetischen Tradition der Zionstheologie[3] aufgegriffenen Bilder vom „Jerusalem, das droben ist“ (Gal 4,26), „bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann“ (Apk 21,2), „die Stadt aus reinem Gold“ (Apk 21,18) und die gnostische Vorstellung von „droben im Licht“. Allerdings führt uns das Motiv der Ruhe aus dem Hebräerbrief „Es ist also noch eine Ruhe vorhanden dem Volk Gottes“ (Hebr 4,9) schon etwas näher an den Bibelabschnitt, in dessen Mittelpunkt jener Begriff steht, der unserer ganzen Tagung das Thema gibt: die Heimat.

Der Begriff, gefasst in das griechische Wort *políteuma*, kommt im Neuen Testament nur an einer einzigen Stelle vor[4], im Brief des Apostels Paulus an die Christengemeinde in Philippi. Ich lese den Text Phil 3,20-21 in der Übersetzung der Zürcher Bibel:

(20) Denn unsere Heimat ist im Himmel; von dort erwarten wir auch als Retter den Herrn Jesus Christus,

2 Vgl. Wilhelm Nelle, Geschichte des deutschen evangelischen Kirchenliedes, 4. Aufl. Hildesheim 1962, S. 280); Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG), Bd. 3, Sp. 313 (Art. von Philipp Paul), setzt Jörgens’ vermutliches Todesjahr mit 1838 an und nennt als Ort seines Todes Hermann in Missouri; das Lied sei „einem englischen nachgedichtet“. Zur Biographie siehe Lexikon Westfälischer Autoren und Autorinnen 1750–1950, http://www.lwl.org/literaturkommission/alex/index.php?id=000000, abger. 27.12.2015)

3 Vgl. Heinrich Schlier, Der Brief an die Galater, KEK 7/13, 4. Aufl. Göttingen 1965, S. 221ff; Jürgen Roloff, Die Offenbarung des Johannes, ZBK NT 18, Zürich 3. Aufl. 2001, S. 189

4 Vgl. Hermann Strathmann Art. polis, polites, politeuomai, politeia, politeuma ThWNT Bd. VI, Stuttgart, Berlin, Köln 1990, S. 535; Walter Bauer, Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur, 5. Aufl. Berlin 1963, Sp. 1361

(21) der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines herrlichen Leibes aufgrund der Macht, mit der er sich auch das All zu unterwerfen vermag.

Ich habe die Übersetzung der aktuellen Zürcher Bibel deshalb gewählt, weil die Lutherübersetzung von 1984 die politisch-rechtliche Bedeutung des Wortes *políteuma* „Gemeinwesen" oder „Staatsverband" ernst nimmt und mit „Bürgerrecht" übersetzt, auch bezeichnet *políteuma* oft eine Kolonie von Ausländern[5]. Das Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament hält dagegen fest: „… das ‚Gemeinwesen', zu dem die Christen gehören, ihre Heimat ist im Himmel; …"[6]. Nachdem auch die Zürcher Bibel noch 1967 umständlich mit „unser Reich, in dem wir Bürger sind" übersetzt hatte, hat sie sich in der neuen Version der Übersetzung „Heimat" angeschlossen. Damit möchte ich es jetzt bewenden lassen.

Diese Erörterung einer griechischen Vokabel mag auf manche von Ihnen wie spitzfindiges Kleinklein wirken, und ich entschuldige mich dafür bei allen Nichttheologinnen und Nichttheologen. Aber es spiegelt sich bereits hier die Vielschichtigkeit des Sachverhalts, den unsere Bibelstelle meint.

Im Folgenden möchte ich im Blick auf diesen Text „von außen nach innen" gehen. D.h. von den äußeren historischen Entstehungsbedingungen zu seiner Form und von da zu seiner Aussage, die die Antwort bereithält auf die Frage, wo der Apostel die Heimat der Christinnen und Christen tatsächlich sieht. Im Gespräch mit der Auslegungswissenschaft ist dies, denke ich, eine spannende Wanderung.

Unsicherer Prozessausgang

In welcher Position und in welchem Zusammenhang ist unsere Bibelstelle im Philipperbrief zu finden? Und in welcher Situation wurde der Brief an welche Adressaten verfasst?

Ich möchte jetzt nicht eingreifen in die Diskussion, ob der Brief eigentlich eine Briefsammlung ist, z.B. „eine Komposition aus drei paulinischen Brieffragmenten", wie etwa Philipp Vielhauers verdienstvolle Geschichte der urchristlichen

5 Vgl. Bauer a.a.O.

6 Vgl. Strathmann a.a.O. ; Ulrich B. Müller, Der Brief des Paulus an die Philipper (ThHK 11/I), Leipzig, 2. Aufl. 2002; Müller S. 182 hält allerdings den Begriff políteuma für „philologisch nicht wirklich belegt".

Literatur annimmt[7]. Oder ob er „als literarische und auch theologische Einheit verstanden werden muss“, wovon die derzeit vielverwendete Einleitung von Udo Schnelle, aber auch einer der neuesten Kommentare, der von Ulrich. B. Müller, ausgehen[8]. Für beide Auffassungen gibt es triftige Gründe, ich möchte Sie aber mit dieser komplizierten, noch nicht abgeschlossenen Debatte nicht behelligen. Für die Fragen, die unser Briefabschnitt stellt, ist sie unerheblich.

Aus der Entstehungsgeschichte des Briefes geht zunächst – zumindest vordergründig – eine Suche nach der Heimat nicht hervor. Der Brief ist während einer, wenn auch offenbar erträglichen, Untersuchungshaft des Apostels geschrieben (1,7.13.17), wahrscheinlich in den fünziger Jahren in Ephesus[9]. Paulus hat durch seinen Mitarbeiter Epaphroditus aus Philippi ein Geschenk, vielleicht eine Geldspende[10], erhalten (4,18). Nun schickt er Epaphroditus, der inzwischen am Haftort des Paulus auf den Tod erkrankt war (2,26-30), mit dem Philipperbrief zurück, um sich zu bedanken (2,25.28). Im Brief selbst äußert Paulus seine Absicht, die Gemeinde zu besuchen (1,26; 2,24). Der Ausgang des Prozesses, in dem wohl eine Verhandlung, in der Paulus das Evangelium „verteidigen“ und „bekräftigen“ konnte, schon stattgefunden hat (1,7), ist aber noch völlig offen. Der Apostel hält Freispruch oder Todesurteil für möglich (1,19-24). Er rechnet mit einer baldigen Entscheidung (2,23) und hofft auf einen guten Ausgang (1,25). Jedenfalls will er seinen Mitarbeiter Timotheus bald nach Philippi schicken, „damit ich auch erquickt werde, wenn ich erfahre, wie es um euch steht“ (2,19ff).

Angespannte Situation

Die Gemeinde in der römischen Militärkolonie Colonia Julia Augusta Philippensis war die erste Gemeinde des Apostels in Europa, gegründet wahrscheinlich um das Jahr 50. Der (übrigens heuer am Neujahrstag verstorbene) deutsch-amerikanische Neutestamentler Helmut Köster meint: „Einzelheiten über die Mission in Philippi (...) bleiben im Bereich der Legende“, trotz der Erzählungen in

7 Vgl. Philipp Vielhauer, Geschichte der urchristlichen Literatur – Einleitung in das Neue Testament, die Apokryphen und die Apostolischen Väter, Berlin/New York 1975, S. 160; Helmut Köster, Einführung in das Neue Testament im Rahmen der Religionsgeschichte und Kulturgeschichte der hellenistischen und römischen Zeit, Berlin – New York 1980, S. 486f. Sie unterteilen den kanonischen Brief (mit Abweichungen) in einen Brief in 4,10-20, einen in 1,1-3,1; 4,4-9.21-23 und einen in 3,2-4,3.

8 Vgl. Udo Schnelle, Einleitung in das Neue Testament, 7. Aufl. Göttingen 2011, S. 159; Müller, S. 9

9 So Vielhauer S.170 für alle drei von ihm angenommenen Briefe, ebenso Köster S. 487; für Schnelle S. 155 hat dagegen Rom „die größte Wahrscheinlichkeit für sich“.

10 Vgl. Vielhauer, S. 163

der Apostelgeschichte von der Bekehrung der Purpurkrämerin Lydia, der wahrsagenden Magd und dem Kerkermeister (Acta 16,13-40)[11]. Die Stadt lag an der Via Egnatia, der Hauptverbindung zwischen dem Ost- und dem Westteil des Römischen Reiches. Das verlieh ihr große wirtschaftliche Bedeutung. Religiös dominiert war die Stadt vom Synkretismus: Neben dem Kaiserkult wurden zahlreiche thrakische, griechische, italische und anatolische Gottheiten verehrt[12]. Die christliche Gemeinde bestand wohl hauptsächlich aus Heidenchristen. Dass das Verhältnis zwischen Paulus und der Gemeinde sehr gut war, zeigt schon, dass er nur von ihr Unterstützung annahm, obwohl er sonst Wert darauf legte, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen (2. Kor 11,9). Insgesamt dürfte der Apostel mindestens zweimal in Philippi gewesen sein (Acta 20,6; 1. Kor 16,5f).

Das Bild von der Heimat der Christen und Christinnen im Himmel wird plausibler, wenn wir feststellen: Vieles deutet darauf hin, dass der Philipperbrief, oder die Briefe, in einer für Absender und Empfänger angespannten Situation geschrieben sind. Ernst Lohmeyer hat in seinem Kommentar über den Philipperbrief sogar gemeint, der Gedanke des Martyriums „durchwirkt alle Teile des Briefes“ und man dürfe „deshalb den Phil(ipper)brief ein Schreiben von dem Sinn des Martyriums, seinen Verheißungen und Forderungen nennen“[13]. Diese Auffassung wird „allgemein abgelehnt“[14]. Dennoch gilt: Die Gemeinde hatte es mit Gegnern von innen und von außerhalb zu tun.

Wer waren die Gegner?

Von außen dürfte es sich natürlich um Verfolgung durch die römischen Behörden wegen des christlichen Glaubens gehandelt haben (1,29-30)[15]. Im Inneren wird der Konflikt zwischen den Damen Evodia und Syntyche, den Paulus in Kapitel 4,2 zu schlichten versucht – sie sollen „eines Sinnes“ sein „in dem Herrn“ –, wohl eines der geringeren Probleme gewesen sein. Der Ausleger Gerhard Friedrich versichert etwas treuherzig: „Es ist durchaus nicht so, dass Menschen, die zum Glauben an Christus gekommen sind, sich sogleich besser verstehen. Oft

11 Köster, S. 542
12 Vgl. Frank. W. Beare, Art. Philippi, in ed. Bo Reicke und Leonhard Rost, Biblisch-, Historisches Handwörterbuch Bd. 3, Göttingen 1966, Sp. 1453; Schnelle, S. 155f
13 Vgl. Ernst Lohmeyer, Die Briefe an die Philipper, an die Kolosser und an Philemon, KEK 9/13, 13. Aufl. Göttingen 1964, S. 36f
14 Vgl. John Reumann, Art. Philipperbrief, in RGG 4. Aufl. Bd. 6, S. 1271
15 Vielhauer, S. 163

entstehen gerade in der Gemeinde Spannungen, die es sonst nicht gibt.“[16] Dazu gehören wohl nicht zuletzt die theologischen Gegner, die wieder einmal – wie immer in der neutestamentlichen Briefliteratur – für uns schwer auszumachen sind, zumal mit starken polemischen Verzerrungen der tatsächlichen Anliegen dieser Gruppen zu rechnen ist (Markus Öhler, Professor für Neues Testament in Wien: „Sie dürften einfach nur anderer Meinung gewesen sein“). Die Vermutungen der Exegeten gehen von extremen Judenchristen („Judaisten“) über judenchristliche Gnostiker, hellenistische Alles-ist-erlaubt-Christen („Libertinisten“) bis zu judenchristlichen Missionaren, was mir am einleuchtendsten erscheint[17]. Denn der Apostel nennt seine Widersacher nicht nur „Hunde“, er bezeichnet sie als „böswillige Arbeiter“, also wohl Missionsarbeiter, und warnt: „Nehmt euch in Acht vor der Zerschneidung!“ (3,2), eine Verballhornung von Beschneidung. „Ihr Ende ist die Verdammnis, ihr Gott ist der Bauch, und ihre Ehre ist in ihrer Schande; sie sind irdisch gesinnt“, schimpft Paulus im Blick auf ihre strenge Einhaltung der Speisegebote[18] unmittelbar vor unserem Textstück.

Ein kleiner Hymnus

Und damit sind wir wieder bei diesem. Es befindet sich am Ende des Mittelteils des Briefes, bzw. – wenn man von der Drei-Briefe-Hypothese ausgeht – am Ende des dritten Schreibens.

Nachdem, wie gezeigt, die Position der Gegner ironisch und moralisch destruiert ist, wird ihr eine dezidierte Begründung entgegengesetzt: „Denn unsere Heimat ist im Himmel ...“[19]. Eine Begründung, von der manche Exegeten annehmen, dass sie mit den Mitteln der Poesie, mit dem Fragment eines alten Liedes (Hymnus) geliefert wird. Zwar ist für den vorsichtigen Exegeten Vielhauer die „nähere Formbestimmung“ neutestamentlicher Lieder schwierig. Er meint: „Da es sich bei diesen Liedern nicht um metrische Poesie handelt, sind sie oft von gehobener und rhythmisierter Prosa, die sich etwa gelegentlich bei Paulus findet,

16 Gerhard Friedrich in: Hermann W. Beyer, Paul Althaus, Hans Conzelmann, Gerhard Friedrich, Albrecht Oepke, Die kleineren Briefe des Apostels Paulus, NTD 8, 11. Aufl. Göttingen 1968, S. 107

17 Zusammenfassung bei Schnelle, 161f.; Vielhauer, S. 165: „judaisierende Gnostiker jüdischer Herkunft“

18 Vielhauer, S. 165

19 Der altliberale Exeget Wilhelm Lueken, Der Brief an die Philipper, in: Otto Baumgarten u.a., (SNT Bd. 2) Die paulinischen Briefe und die Pastoralbriefe, 3. Aufl. Göttingen 1917, S. 398, ethisiert das Problem und sieht in dem Textabschnitt 3,17-4,1 und der Polemik eine Warnung vor lasterhaftem Wandel: „Unter solchen Menschen kann ein Christ sich nur als Fremdling fühlen.“

schwer zu unterscheiden, so dass in der Forschung manche Stücke dieser Art zu Unrecht als Lieder angesprochen werden.“[20]

Zu Letzteren zählt er offenbar auch unser Textstück. Es war Ernst Lohmeyer, der im Philipperbrief nicht nur den berühmten Christushymnus im 2. Kapitel („Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein ...“) allseits anerkannt analysiert hat, sondern auch in unserem Text einen „feierlichen Lobgesang“ sieht, der „mit seiner feierlichen Diktion zu dem Stile eines alttestamentlichen Psalmes sich erhebt“.[21] Nach Lohmeyer handelt es sich um einen „kleinen sechszeiligen Hymnus“[22]. Neuere Exegeten haben dem im Wesentlichen zugestimmt. So meint Müller, die Sprache des Textstücks, „die hymnischen Charakter annimmt, könnte durchaus auf Paulus selbst zurückgehen, der allerdings traditionell vorgegebene Begriffe und Vorstellungen aufnimmt“[23]. Auch Schnelle räumt die Möglichkeit ein, dass Paulus hier ein Traditionsfragment übernommen hat[24]. Der römisch-katholische Ausleger Joachim Gnilka spricht sogar von einem „kleinen Gedicht“, das Paulus „unter Verwendung vorgegebenen formelhaften Gutes“ selbst geschaffen habe[25].

Die „im Himmel lebende Macht“

Jedenfalls macht das Textstück, sei es übernommen oder originär, mit dem Kirchen- und Weltverständnis der griechisch bestimmten Christinnen und Christen der ersten Jahrzehnte, vor allem aber mit der Eschatologie des Paulus vertraut. Die Christen stehen, wie es der vor Weihnachten verstorbene Wiener Neutestamentler Kurt Niederwimmer in seiner Theologie des Neuen Testaments beschrieben hat, der Welt „mit einer merkwürdigen inneren Reserve gegenüber“. Die Gemeinde gehört eigentlich nicht mehr zur Welt, die dem Vergehenden geweiht ist.[26] Christen haben Bürgerrecht *(políteuma)* im Himmel.

Für Niederwimmer ist unser Textstück sogar „der entscheidende Abschnitt, der das Verhältnis von Kirche und Staat regelt“.[27] Die Christen, so Niederwim-

20 Vielhauer, S. 40f
21 Lohmeyer, S. 150f
22 Lohmeyer, S. 157
23 Müller, S. 187
24 Vgl. Schnelle, S. 161
25 Joachim Gnilka, der Philipperbrief, (HThK 10,3), 2. Aufl. Freiburg, Basel, Wien 1976, S. 209
26 Vgl. Rudolf Bultmann, Theologie des Neuen Testaments, 5. Aufl. Tübingen 1965, S. 102
27 Kurt Niederwimmer, Theologie des Neuen Testaments. Ein Grundriss, 1. Aufl. Wien 2003, S. 424

mer, sind hier auf Erden „zunächst einmal staatenlose Fremdlinge (...). Die wahre, die eigentliche Heimat ist ‚da droben', dort ist der Christ in Wahrheit zu Hause".[28] Demnach könnte man – im Sinne der Lutherübersetzung – auch sagen: Dort im Himmel haben Christinnen und Christen ihre Heimat, ihr „Bürgerrecht" – und nicht in einer Militärkolonie. Der Ausleger Müller versteht das christologisch: Das Leben der Christinnen und Christen ist „von einer im Himmel lebenden Macht bestimmt, dem erhöhten Christus".[29]

Der Gedanke von der Fremdheit der Christinnen und Christen auf dieser Erde wird gegen Ende des ersten Jahrhunderts nochmals aufgegriffen werden: Der 1. Petrusbrief spricht seine Adressaten an als „die auserwählten Fremdlinge" in der Diaspora sowie als „Fremdlinge und Pilger" (1. Petr 1,1; 2,11). Und im Hebräerbrief stellt Herbert Brauns Kommentar „das bewundernswert entschlossene Nein zum sichtbaren Diesseits und das Ja zur zukünftigen und unsichtbaren himmlischen Heimat" fest (Hebr 11,13)[30]. Darüber hinaus, ich habe das schon angesprochen, taucht im Hebräerbrief auch das Motiv der himmlischen Ruhe als Vollendung des Heils auf (Hebr 3,7-18; 4,1-11): „Es ist also noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes." (4,9)[31]. Es wird in dem von mir eingangs zitierten Lied aus dem 19. Jahrhundert, eigentlich sachgerecht, mit dem der Heimat verbunden: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh ...?"

Ein imposantes Bild

Aber mehr noch: Aus dem Himmel wird in naher Zukunft[32] der Retter *(sotér)* kommen. Niederwimmer weist darauf hin, dass sich hier der älteste Beleg für den Retter-Titel für Jesus findet[33], und Rudolf Bultmann erkennt hier zwar kein Lied, aber einen „gemeinchristlichen Satz", auf den sich Paulus beruft[34]. Den sterblichen Leib wird der Retter verwandeln (vgl. 1. Kor 15,51f) in den herrlichen himmlischen Leib des auferstandenen Christus (vgl. 1. Kor 15,42ff; 2. Kor 3,18; 4,17; Röm 8,29). Paulus kann sich auch das neue Sein ohne Leib nicht vorstellen[35]. Zudem setzt das eine personhafte Beziehung zwischen Chris-

28 Niederwimmer, S. 425; vgl. Gnilka, S. 206
29 Müller, S. 182
30 Herbert Braun, An die Hebräer, HNT 14, Tübingen 1984, S. 362
31 Vgl. Braun, S. 91
32 Vgl. Werner Georg Kümmel, Die Theologie des Neuen Testaments nach seinen Hauptzeugen Jesus, Paulus, Johannes, 2. Aufl. Göttingen 1972, S. 128
33 Vgl. Niederwimmer, S. 110, Anm. 142
34 Bultmann, S. 82
35 Vgl. Hans Conzelmann, Grundriss der Theologie des Neuen Testaments, München 1967, S. 213

tus und den Christen voraus[36]. Sie werden an der Herrlichkeit des Auferstandenen teilhaben.[37]

Paulus will, so der Ausleger Werner Georg Kümmel, sagen, „dass der Christ bei der Parusie einen ‚geistlichen Leib' erhalten soll, der dem Leib des auferstandenen Christus gleichgestaltet ist und an die Stelle des Fleischesleibes tritt."[38]. Es handelt sich also um nichts weniger als um eine zukünftige Neuschöpfung[39]. Und all das erfolgt, wie unser Text sich ausdrückt, „aufgrund der Macht, mit der er sich auch das All zu unterwerfen vermag". Jesus regiert die Welt als Herr *(Kyrios)* über alles Vergängliche[40]. An ihn hat Gott die Weltherrschaft bis zu seiner Wiederkunft gleichsam delegiert zur Vollendung des großen Heilswerkes, der Unterwerfung der Mächte.[41]

Wahrlich eine imposante Vorstellung des hellenistischen (griechischen) Christentums über das, was „droben" ist. Von Paulus wird sie schon selbstverständlich verwendet und ist letzlich übernommen aus dem damaligen Herrscherkult. Hier liegt sie und so sieht sie aus, die Heimat der Christinnen und Christen. Müller fasst zusammen, was gemeint ist: „In der Gegenwart lebt der Christ in der Hoffnung auf diese Macht des Erhöhten. Diese Hoffnung ist ihm gewiss, weil ihn die Überzeugung prägt, daß sein ‚Staat' im Himmel ist, daß er also jetzt schon durch Christus, seinen Herrn, bestimmt ist, der ihn auch gänzlich verwandeln wird zur Unvergänglichkeit."[42]

Näheres über das Erwartete erfahren wir nicht, wie Paulus überhaupt „nur selten ausführlicher auf die erwarteten Endzeitereignisse hingewiesen" hat[43]. Vorstellungen wie „Jerusalem droben, von Golde erbaut" erweisen sich spätestens jetzt als lediglich phantasievoll eingetragen, und von der (vielleicht gar griechisch-gnostisch verstandenen) Seele, die die Heimat sucht, ist in den entsprechenden Texten schon gar nicht die Rede. Das soll kein 19.-Jahrhundert-Bashing sein, sondern zeigt, wie stark das Bedürfnis nach gegenständlich-plastischer Ausmalung des nicht zu Beschreibenden weiterlebt.

---

36 Vgl. Kümmel, S. 149
37 Vgl. Kümmel, S. 208
38 Kümmel, S. 211; vgl. Niederwimmer, S. 215; Gnilka, S. 207
39 Vgl. Müller, S. 185
40 Vgl. Müller, S. 186
41 Vgl. Conzelmann, S. 103
42 Müller, 186f; Leonhard Goppelt, Theologie des Neuen Testaments, ed. Jürgen Roloff, 3. Aufl. Göttingen 1981, S. 426, zur Vorstellung „Wer bei Christus ist, ist ihm gleichgestaltet": „Das war bereits der Sinn der Nachhfolge der Jünger (Lk 10,16) wie der Tischgemeinschaft mit den Zöllnern (Mk 2,17)."
43 Vgl. Kümmel, S. 209

Das Neue, das aus dem Nichts kommt

Erlauben Sie mir, Ihnen zum Schluss noch einen kleinen Ausflug in die Systematik zuzumuten:

Die Heimat im Himmel ist eine Hoffnung für die Zukunft, aus der Sicht der damaligen Christenheit für die nahe bevorstehende Zukunft. Aber auch wenn das Bild dieser Hoffnung damaligen Vorstellungen von einem Herrscher und seinem Hofstaat entnommen ist, ist sie nicht als bloße Verlängerung der Gegenwart gedacht. Es ist die Gewissheit des Einbruchs von etwas völlig Neuem, das sich weder aus der Vergangenheit noch aus der Gegenwart ableiten lässt.

Der Wiener Systematiker und Sozialethiker Ulrich Körtner beschreibt das in seinem Buch „Die letzten Dinge" so: Es ist dies „nicht als das Noch-nicht-Wirkliche, sondern als das Neue zu verstehen, das gewissermaßen aus dem Nichts kommt, so wie die Welt nach christlicher Auffassung von Gott geschaffen wurde."[44] Nicht wir spinnen also mit unserem – wie unser Text sagt – „armseligen Leib" die Zukunft weiter, sie kommt vielmehr auf uns zu. Die Heimat bleibt nicht fern im Himmel, sie realisiert sich im vorfindlichen Leben in der Nachfolge Jesu.

Damit ergibt sich etwas zutiefst Seelsorgerliches aus unserem kleinen Bibelabschnitt, und auch darauf macht Körtner aufmerksam: Im Heidelberger Katechismus lautet die 52. Frage: „Welchen Trost gibt uns die Wiederkunft Christi zu richten die Lebenden und die Toten?"[45] Und der Katechismus antwortet, indem er sich ausdrücklich auf unseren Abschnitt aus dem Philipperbrief bezieht[46]: „Dass ich in Leid und Verfolgung mit erhobenem Haupt auf das Kommen des Richters aus dem Himmel warte, der sich zuvor für mich dem Gericht Gottes gestellt und jeden Fluch von mir genommen hat."[47]

Ein Brief vor fast 2000 Jahren an einige Frauen und Männer in einer griechischen Stadt, von der heute nur noch wenige Reste erhalten sind, will auch unserer Zeit ausrichten: Die Heimat im Himmel kann mit erhobenem Haupt erwartet werden. Der Richter, der ein Retter ist, befreit uns. Er befreit uns schon jetzt dazu, in Angst und Zuversicht, etwa inmitten aller Nationalismen, die – auch unter Missbrauch des Heimatbegriffs! – allenthalben ihr hässliches Gesicht zeigen

44 Ulrich H.J. Körtner, Die letzten Dinge, Neukirchen-Vluyn 2014, S. 135
45 Zitiert bei Körtner, S. 212
46 Vgl. Körtner, S. 212, Anm. 48
47 Zitiert nach Evangelisches Gesangbuch, Ausgabe der Evangelischen Kirche in Österreich, Evangelischer Presseverband in Österreich o.J., Nr. 807.1

und Europa zu zerstören drohen, in fröhlichem Beisammensein, wie hier bei uns in diesen Tagen, aber auch in Trauer, wie um unseren Freund und Vorsitzenden Paul Weiland – kurz in alledem, was das Leben ausmacht, unsere Hoffnung und unseren Trost in seiner Frohbotschaft zu suchen.

Zum Autor:
Dr. Christoph Weist ist Vorstandsmitglied des Evangelischen Bundes Österreich.

Verdrängung durch Kitsch – Die Heimatfilme der fünfziger Jahre

von Werner Schneider-Quindeau

In regelmäßiger Wiederholung scheint Heimat zum Thema öffentlicher Diskurse zu werden. Ende der siebziger/Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde nicht nur wegen Edgar Reitz und seiner Film- und Fernsehtrilogie „Heimat" neu über den Begriff nachgedacht, vielmehr kam es in Literatur und darstellender Kunst zu einer Art Konjunktur des Themas. Denn die Frage, die nach biblischer Überlieferung zunächst Gott an den Menschen nach der Vertreibung aus dem Paradies gestellt hat, holt ihn immer wieder ein: Wo bist du, Adam? Wo ist dein Zuhause? Warum versteckst du dich?

Es ist die Frage nach der Herkunft und der Zukunft, nach den sozialen Bezügen, nach Arbeit und Wohnung, nach Geborgenheit und Anerkennung. Heimat geht dem Menschen immer voraus: ob historisch in der Vergangenheit oder utopisch in der Zukunft. Wünsche und Träume, Erinnerungen und Enttäuschungen sind mit ihrem Bild verbunden. Heimat verlangt nach Bildern, ist Konstruktion, die mit konkreten Erfahrungen der Herkunft und der Zugehörigkeit verbunden ist.

Max Frisch hat in seinem Tagebuch 1966–1971 25 überraschende und schräge Fragen zum Thema „Heimat" gestellt, die als Annäherung an die eigenen Vorstellungen verstanden werden sollen. Frisch fragt: „5. Gesetzt den Fall, Sie wären in der Heimat verhasst: Könnten Sie deswegen bestreiten, dass es Ihre Heimat ist? 6. Was lieben Sie an Ihrer Heimat besonders: a. die Landschaft? b. dass Ihnen die Leute ähnlich sind in ihren Gewohnheiten, d.h. dass Sie sich den Leuten angepasst haben und daher mit Einverständnis rechnen können? c. das Brauchtum? d. dass Sie dort ohne Fremdsprache auskommen? e. Erinnerungen an die Kindheit?"[1] Und schließlich heißt es am Ende des Fragebogens: „24. Können Sie sich überhaupt ohne Heimat denken?"[2]

1 Max Frisch, Fragebogen, S. 73/74, Frankfurt 1992
2 Max Frisch, a.a.O., S. 77/78

Wie bei Frischs problematischem Verhältnis zur Schweiz sind die Bilder von Heimat stets von Affekten, ambivalenten Sichtweisen und unhintergehbaren Erfahrungen geprägt. Während es den verklärten Blick zurück gibt, der mit Landschaften und Orten Kindheitserinnerungen verbindet, die für das eigene Empfinden prägend geworden sind, entwirft der Blick nach vorn eine ideale Zukunft, in der eine versöhnte Menschheit Leid, Mühe und Qual hinter sich gelassen hat.

Dieser utopischen Gestalt von Heimat hat E. Bloch in seiner Philosophie am deutlichsten Ausdruck verliehen. Am Ende seines Hauptwerks „Das Prinzip Hoffnung" schreibt er: „Die Wurzel der Geschichte ... ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat."[3] Heimat als politische Utopie am Ziel der Geschichte, die ein nicht entfremdetes Dasein ermöglicht und in der Geborgenheit und Vertrautheit des Elternhauses der Kindheit aufscheint: Dies ist Blochs Versuch, das romantische Bild der Heimat im Utopischen zu retten. Die rückwärtsgewandte Sehnsucht nach verlorener Heimat wird als geschichtsphilosophisches Hoffnungsbild restauriert.

Zwischen der Kindheit jedes Einzelnen und der klassenlosen Gesellschaft liegt die Menschheitsgeschichte, die durch Arbeit und Kampf in die erlösende Heimat führt. Wünsche und Träume verdichten sich in den romantischen Bildern der Heimat, wie sie Joseph Eichendorff in seinem Gedicht „Erinnerung" besingt:

„Sagt, wo meine Heimat liegt?
Heut im Traum sah ich sie wieder,
Und von allen Bergen ging
Solches Grüßen zu mir nieder,
dass ich an zu weinen fing.
Ach, hier auf den fremden Gipfeln:
Menschen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauschen in den Wipfeln,
Alles ist mir wie ein Traum."[4]

Heimatsehnsucht ist in romantischer Sicht mit dem erlittenen Verlust von Heimat verbunden, so dass sie als Wunsch- und Traumbild unerfüllt bleibt. Gesät-

3 Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Band 3, S. 1628, Frankfurt 1959
4 Joseph von Eichendorff, Erinnerung, in: Heimat deine Heimat. Ein Lesebuch, hrsg. v. Jürgen Liebing, S. 22, Darmstadt 1982

tigt mit Gefühlen und Affekten, erfüllt vom Wunsch nach Identität und Integration bleiben die Bilder von Heimat immer auch gefährlich, weil sich kaum jemand ihrer Wirkung entziehen kann. Sie werden zum politischen Schlagwort verkürzt und als sentimental-nostalgische Atmosphäre inszeniert. „Die Vorstellung von Heimat wird immer wieder neu belebt in Zeiten der wachsenden Anonymität, der zunehmenden Bedrohung und der größer werdenden Angst, denn gerade dann ist das Verlangen nach Geborgenheit, Sicherheit, Schutz und Ordnung besonders groß und damit die Gefahr, dass Heimat Grenzziehung bedeutet, Vorurteile zu Urteilen werden, Heimat zum Etikett erstarrt", schreibt Jürgen Liebing in der Einleitung zu einer Anthologie unter dem Titel „Heimat deine Heimat" im Vorwort.[5] Globalisierung, wachsende Mobilität und Flexibilisierung in der Wohn- und Arbeitswelt, Anonymität in urbanen und metropolitanen Kontexten, aber auch Uniformität in Konsum und Medien und eine komplexe und unübersichtlicher werdende Gesellschaft erzeugen verstärkt das Bedürfnis nach Überschaubarkeit und Zugehörigkeit.

1. Die Heimatfilme der fünfziger Jahre – Wunschbilder

„Heimat ist ein inneres Konstrukt und nicht unbedingt ein realer geographischer Ort", sagt die Psychologin Beate Mitzscherlich, die jüngst eine umfassende Studie zum Thema verfasst hat. Entwicklungspsychologisch sind diese Konstrukte an Wünsche gekoppelt, deren Befriedigung in der Kindheit noch relativ unmittelbar erfolgte, aber in zunehmendem Alter durch eigene Leistung und Anstrengung nur zum Teil erfüllt werden konnte. Die Geborgenheit der Kindheit wird durch steigende innere und äußere Anforderungen abgelöst. Der gesellschaftliche Prozess der Individualisierung führt zur Ausdifferenzierung der Wünsche, so dass es immer schwieriger wird, sich diese ganz einfach zu erfüllen. Damit geht einher, dass die Heimatgefühle selbst zunehmend individualisiert werden. Gerüche und Geschmack, Sprache und Landschaften, ein bestimmter Tonfall und ein gewisses Gemeinschaftsempfinden können bereits das „heimatliche Gefühl" auslösen. Die Fans von Fußballmannschaften dürften diese Gefühle genauso teilen wie rheinische Karnevalisten oder lokale Geschichtsvereine.

„Heimat ist heute eine Sehnsuchtslandschaft der Gefühle", sagt der Historiker Heinz Schilling. Die Sehnsucht erwächst jedoch aus einem ungestillten Bedürfnis, aus einem Verlust oder einem bisher unerfüllt gebliebenen Ideal. Vor allem wenn konkurrierende Bedürfnisse miteinander in Konflikt geraten, erhöht sich die Sehnsucht nach Lösung. Wie verhalten sich die Wünsche nach sozia-

5 Heimat deine Heimat, a.a.O., S. 10

ler Einbindung und Anerkennung und diejenigen nach individueller Autonomie und persönlicher Freiheit zueinander? Antworten die Heimatbilder auf diesen scheinbar unlösbaren Konflikt? Sind die Heimatbilder insofern eine Reaktion und ein Produkt der Moderne, indem sie Rückzugsorte und Nischen der Einfalt statt offene Plätze sich widerstreitender komplexer Vielfalt erzeugen? Sind es nicht Fremdheits- und Entfremdungserfahrungen, die den Wunsch nach einer sicheren vertrauten Heimat entstehen lassen?

Bereits Homer lässt in der „Odyssee", die eine Heimreise als mannigfache Irrfahrt erzählt, den Helden das Loblied auf die Heimat anstimmen: „So ist nichts süßer als das eigene Vaterland und die Eltern, und wenn einer auch weit weg in einem anderen Land ein fettes Haus bewohnt, fern von den Eltern." Heimweh treibt den Odysseus durch alle Gefährdungen und Hindernisse hindurch nach Hause. Inwiefern der Raum- und Ortsbezug eines Zuhauses identisch mit dem Begriff der Heimat ist, der in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert noch einmal einen besonderen Klang erhielt und mehr auf eine Mentalität als auf einen Ort verweist, ist im Blick auf individuelle Geborgenheit und Wohlgefühl zweitrangig. Die Wunschbilder nach einer vertrauten Heimat entsprangen nicht nur einer ungenauen Erinnerung an die frühe Kindheit mit der Befriedigung elementarer Bedürfnisse ohne Gegenleistung, sondern wurden auch bewusst als politisch-ideologische Projektionen produziert.

Nach den Schrecken des nationalsozialistischen Völkermords an den Juden und des Zweiten Weltkrieges erlebte der Heimatfilm Anfang der fünfziger Jahre als Verdrängungsphantasie seine Hochkonjunktur. Der erste deutsche Farbfilm nach dem Krieg – „Schwarzwaldmädel" mit Sonja Ziemann und Rudolf Prack als Liebespaar aus dem Jahr 1950 – hatte allein im ersten Jahr 16 Millionen Zuschauer. Wie in „Grün ist die Heide" aus dem Jahr 1951 geht es um eine bewusst inszenierte Vermischung von realer und fiktiver Heimat. „Als der Film schließlich nach Uelzen am Rande des Handlungsortes gelangte, lief er dort in zwei Lichtspielhäusern mit täglich insgesamt neun Vorstellungen. In der Anzeige des Central-Theaters hieß es: „Unsere Heide ist es wert, als Hauptdarsteller eines deutschen Spitzenfarbfilms genannt zu werden. Mehr als 3.500.000 begeisterte Zuschauer im Bundesgebiet sahen unseren Heimatfilm. Jetzt ist er hier – im Herzen der Heide (...) Heimatklänge von Hermann Löns, aber auch Heimatklänge aus dem Riesengebirge machen dieses Filmwerk zu einem einzigartigen Volkslied."[6]

6 Axel Schildt, Detlef Siegfried, Deutsche Kulturgeschichte, Die Bundesrepublik von 1945 bis zur Gegenwart, S. 119, München 2009

Das Wunschbild wird zum Illusionstheater, das unterhält und von einem genauen Blick auf die Realität ablenkt. Durch Kitsch werden die Phantasien von Heimat verklärt und zugleich in die Vorstellungen integriert, die bereits im Nationalsozialismus die Bilder von Heimat bestimmten. Aber was genau ist Kitsch? Milan Kundera hat in seinem Roman „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins" Kitsch als „das kategorische Einverständnis mit dem Sein" definiert. Dieses Einverständnis sucht nach Bildern der Harmonie und der heilen Welt. „Universell ohne Zweifel, ist Kitsch jedoch immer auch angepasst an den Geschmack der großen Mehrheit, getreuer Ausdruck der allgemeinen Gefühlswelt, der Harmonie, die der Kleinbürger liebt, da er in ihr die Schönheit und die Ordnung der Dinge gewährleistet sieht. Die bestehende Ordnung der gegebenen Dinge."[7]

Kitsch muss notwendigerweise viele Aspekte der komplexen Wirklichkeit ausblenden, um das Gefühl harmonischen Einsseins zu erzeugen. Für den Moment scheinen sich die Wunschträume zu erfüllen, doch angesichts der Unmöglichkeit ihrer dauerhaften Erfüllung werden sie zu Albträumen. Hinter der kitschigen Idylle von der unberührten Natur und den reinen Herzen lauern die Monster. Verschmelzungs- und Vereinigungsphantasien, die mit unmittelbarer Befriedigung der Wünsche einhergehen, erweisen sich als wenig tauglich, um ein einigermaßen stabiles Zuhause zu gründen. Für die psychische Entwicklung ist es wesentlich, dass kindliche Wünsche zivilisiert werden, indem sie aufgeschoben und intersubjektiv vermittelt werden. Wunschprojektionen können zu fatalen Heimatbildern führen, die Ausgrenzung und Diskriminierung der Anderen befördern. Bereits die Rede von der unschuldigen Kindheit erscheint mir in dieser Hinsicht problematisch, weil sie die schmerzlichen Konflikte und Auseinandersetzungen allzu leicht unterschlägt, die ebenfalls die Kindheit prägen.

Verdrängung ist immer auch eine Form der Abwehr des Fremden, des Unbewussten, des Anderen. Dabei spielen Bilder oder Ideen eine zentrale Rolle. „Allein die ‚Vorstellungsrepräsentanzen' (Idee, Bild etc.) des Triebes werden verdrängt. Diese Vorstellungselemente hängen mit dem primär Verdrängten zusammen, sei es, dass sie von ihm abstammen, sei es, dass sie eine zufällige Bindung mit ihm eingehen. Die Verdrängung behält jedem von ihnen ein bestimmtes ‚vollkommen individuelles' Schicksal vor, je nach dem Grad der Deformierung, ihrer Entfernung vom unbewussten Kern oder ihrem affektiven Wert."[8] Kitsch als unerfülltes oder erfülltes Wunschbild kann ohne ein bestimmtes Maß an Verdrängung und Abwehr von Wirklichkeit nicht gelingen. Nach dem nationalsozialistischen Schrecken in Krieg und Holocaust suchen die Heimatfilme in der Natur

7 Saul Friedländer, Kitsch und Tod. Der Widerschein des Nazismus, S. 31, Frankfurt 1999
8 J. Laplanche, J.B. Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, S. 586, Frankfurt 1972

und in den ehrlichen und reinen Gefühlen die Ordnung wiederzufinden, die völlig zerstört scheint. Wald, See und Berge sind die Kulisse für Liebesgeschichten und Beziehungsdramen, wobei die intakte Natur die Rolle des vertrauten Zeugen für Geborgenheit und Heimat übernimmt.

Die Titel wie „Schwarzwaldmelodie“ (1956), „Försterliesel“ (1956), „Wenn die Heide blüht“ (1960), „Das Wirtshaus im Spessart“ (1957) und die Reihe der Immenhoffilme mit Heidi Brühl als Hauptdarstellerin verweisen auf die Sehnsucht nach einer Natur, die in ihrer Ordnung jeden Schaden zu heilen und jeden Schrecken zu vertreiben vermag. Durch diese Naturbeziehung erhalten die Filme auch einen märchenhaften Charakter. Ihre romantische Grundstimmung ist ein unverzichtbares inszenatorisches Mittel, um die Sehnsucht nach Heimat in Bilder zu fassen. „Das Interessante ist, dass der deutsche Wald, den wir heute kennen, große Wälder mit Tannen oder den typisch deutschen Laubbäumen, Erfindungen der Romantik sind, so wie auch die Kinder- und Hausmärchen Erfindungen der Romantik sind. Der deutsche Wald entsteht durch die Aufforstung im 19. Jahrhundert, und als dieses romantische Waldprojekt wird er dann zur Stimmungskulisse für Literatur, für Märchen und so weiter. Die Grimms nutzten die Wälder als eine Art zweischneidiges Schwert. Was in diesen Märchenwäldern geschieht, ist oft recht brutal, sehr grausam, und es war darauf angelegt, Kinder zu schrecken; zu jedem Zeitpunkt aber durften sie sich dabei von der mütterlichen Stimme aufgehoben und behütet fühlen.“[9]

Es ist diese Naturromantik, die dem Kitsch den Boden bereitet. Diese wurde auch von den Heimatbildern der Nationalsozialisten in ihrer Rede von „Blut und Boden“ geteilt. Doch nach der schrecklichen Verbindung von romantisierendem Kitsch und Tod sollte in den fünfziger Jahren der gleiche Kitsch das Leben und die Liebe feiern. Die Kontinuität in den verklärten Heimatbildern musste über die Abgründe und die unfasslichen Gräuel hinwegsehen und die grausame Mischung aus Allmachtsphantasie (der Traum von der Weltherrschaft) und Entwertung (Soldaten als „Kanonenfutter“) im Nationalsozialismus verdrängen. Treue zur Heimat und zur Nation hat ihre spezifischen Wurzeln in der deutschen Romantik. „Die Bindung der Deutschen zu ihrem Wald, so alt wie ihre Berge, zumindest wie die Eichen, besteht noch immer, sie gehört weiterhin ganz zentral zum deutschen Nationalcharakter. Caspar David Friedrich und den Grimmbrüdern hätte dies gefallen. Etwa ein Drittel des Landes ist von Wald bedeckt, und der steht in immer mehr Regionen unter Schutz – die Grünen sind in Deutschland als politische Partei fester etabliert als in irgendeinem anderen Land Europas. Die Zukunft der

9 Steffen Martus zitiert in: Neil MacGregor, Deutschland. Erinnerungen einer Nation, S. 165, München 2015

neuen Nation wird sich, wie ihre Vergangenheit auch im Wald abspielen.“[10] So der künftige Leiter des Humboldt-Forums in Berlin, der Brite Neil MacGregor, in seiner Geschichte deutscher Erinnerungskultur im Jahr 2015.

2. Die religiös-romantische Dimension

Zwischen Paradies und himmlischem Jerusalem, zwischen gelobtem Land und Gottes Reich sind die Menschen der Bibel in ihrer Geschichte unterwegs. Sie brechen immer wieder auf wie Abraham aus seinem Herkunftsort Ur in Chaldäa, um sich auf den Weg in das von Gott verheißene Land zu machen, in dem Milch und Honig fließt. Der Exodus, die Befreiung israelitischer Stämme aus der ägyptischen Knechtschaft, der Zug durch die Wüste, die Auseinandersetzung mit den Völkern des Landes, in das sie einziehen, und schließlich die Gefangenschaft der herrschenden Elite in Babylon und ihre Sehnsucht, endlich nach Zion zurückzukehren: Wichtige Linien der biblischen Geschichte drehen sich um Heimat, wobei das Heimweh größer ist als die erfahrene Heimat.

In den Psalmen 126 und 137 hat dieses Heimweh eine geradezu zeitlose Gestalt gewonnen. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. ... Herr, bringe zurück unsere Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Südland“, heißt es im 126. Psalm. Und Psalm 137 hat als Popsong unter dem Titel „By the rivers of Babylon“ bis heute nichts von seiner emotionalen Wirksamkeit verloren. „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten. Unsere Harfen hängten wir an die Weiden dort im Lande. Denn die uns gefangen hielten, ließen uns dort singen und in unserem Heulen fröhlich sein: ‚Singet uns ein Lied von Zion!‘ Wie könnten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande? Vergesse ich dich, Jerusalem, so verdorre meine Rechte. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wenn ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.“

Dieses religiöse Heimweh bildet den Nährboden, auf dem die Heimatbilder gedeihen. Die Frage Gottes am Beginn der Geschichte des Menschen jenseits von Eden „Wo bist du, Mensch?“ wird durch die beiden Fragen „Woher komme ich?“ und „Wohin gehe ich?“ begleitet. Abraham wird wie die Kirche, die „ekklesia“, aus der bisherigen Heimat herausgerufen, um sich auf den Weg zu machen, um nur als vorübergehender Beisasse, als „paroikos“ (daher das Wort Parochie für die Kirchengemeinde) zu einem anderen Ziel, einer anderen Heimat unterwegs zu

10 Neil MacGregor, a.a.O., S. 170

sein. Das Leben ist eine Pilgerschaft, „denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“, wie im Hebräerbrief gemahnt wird (Hebr 13,14). Die Verheißung des Gottesreiches ist die Vision einer Heimat, die Gott selbst errichten wird. Am Ende der Bibel wird dieses neue Jerusalem in einem überschwänglichen Bild geschaut. „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen“ lautet das definitive Heimatbild der Offenbarung des Johannes (Apk 21,3,4).

Kein Imperium, keine Heimatfront und kein Heimatschutz kann diese Heimat garantieren. Kein irdischer Ort ist mit dieser Heimat bei Gott identisch. „Blochs berühmtes Diktum ... ist vermutlich nichts anderes als die Säkularisierung des alten christlichen Gedankens vom Menschen, der aus Gottes Hand hervorgeht, durch das Elend (die Fremde) der Welt wandert und zurückkehrt in Gottes Hand, wo erst wirklich Heimat ist“, bemerkt Wolfgang Frühwald, emeritierter Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte in einem Interview zum Thema „Heimat“ und fügt hinzu: „Für mich hat dieser Gedanke etwas zutiefst Tröstliches an sich.“[11]

Neben der jüdischen und der christlichen Tradition finden sich Bilder von Heimkehr und Heimat auch in anderen Religionen, wenn diese von Erlösung oder Erleuchtung sprechen. Heimweh scheint in einer unerlösten Welt, unter den Bedingungen von Entfremdung und Entrechtung, von Unfriede und Bedrohung, die Sehnsucht nach Heimat emotional am stärksten auszudrücken. Romantische Bilder haben diese religiöse Sehnsucht mit bestimmten Orten von Kindheit und Jugend identifiziert und den Raum, der ursprünglich den Besitz, den Bauernhof, meinte und mit Rechtsansprüchen versehen war, zu einer erhabenen Größe stilisiert. Vorstellungen vom Paradies wurden auf innergeschichtliche Verhältnisse übertragen und die Heilsversprechen des heimatlichen Gefühls verwandelten sich in politische und geschichtsphilosophische Ideologien. Alles Fremde wurde zum Feind erklärt. Homogenitätsvorstellungen wurden vorherrschend und die Natur wurde beispielsweise in Rassetheorien zum Zeugen für solchen „heimatlichen“ Wahn.

Während die Johannesapokalypse mit ihrer Vision vom neuen Jerusalem noch dezidiert antiimperial verstanden werden und dem römischen Imperium

11 Forschung & Lehre 2/11, Heimat ist mehr als ein Ort, Gespräch mit Prof. Dr. W. Frühwald, S. 98

seinen Machtanspruch bestreiten will, wurde im Zuge innergeschichtlicher Identitätsbildung im Geiste der Romantik der Heimatbegriff zur Kampfansage im Interesse eigener nationaler Machtentfaltung. Die Ambivalenzen von Herkunft und Heimat, die nicht nur Wärme und Einverständnis, sondern auch Kälte, Unverständnis und Konflikt bedeuten, sind in den biblischen Geschichten von Aufbruch und Abschied, von Sehnsucht und Hoffnung festgehalten. Menschen brauchen ein Zuhause, verlässliche soziale Beziehungen, materielle und seelische Fürsorge, aber sie brauchen keine Überhöhungen, die in der Regel mit falschen Heilsversprechen verbunden sind.

3. Annäherungen in der Alltagswelt

Vielleicht sollten wir uns den Bildern der Heimat so nähern, wie es Franz Kafka in seiner Parabel „Heimkehr" versucht. Vorsichtig, zögernd und kritisch, um auf diese Weise das Geheimnis zu wahren, das die Einzelnen mit Heimat verbindet. „Heimkehr. Ich bin zurückgekehrt, ich habe den Flur durchschritten und blicke mich um. Es ist meines Vaters alter Hof. Die Pfütze in der Mitte. Altes, unbrauchbares Gerät, ineinander verfahren, verstellt den Weg zur Bodentreppe. Die Katze lauert auf dem Geländer. Ein zerrissenes Tuch, einmal im Spiel um eine Stange gewunden, hebt sich im Wind. Ich bin angekommen. Wer wird mich empfangen? Wer wartet hinter der Tür in der Küche? Rauch kommt aus dem Schornstein, der Kaffee zum Abendessen wird gekocht. Ist dir heimlich, fühlst du dich zu Hause? Ich weiß es nicht, ich bin sehr unsicher. Meines Vaters Haus ist es, aber kalt steht Stück neben Stück, als wäre jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, die ich teils vergessen habe, teils niemals kannte. Was kann ich ihnen nützen, was bin ich ihnen und sei ich auch das Vaters, des alten Landwirts Sohn. Und ich wage nicht, an der Küchentür zu klopfen, nur von Ferne horche ich, nur von Ferne horche ich stehend, nicht so, dass ich als Horcher überrascht werden könnte. Und weil ich von der Ferne horche, erhorche ich nichts, nur einen leichten Uhrenschlag höre ich oder glaube ihn vielleicht nur zu hören, herüber aus den Kindertagen. Was sonst in der Küche geschieht, ist das Geheimnis der dort Sitzenden, das sie vor mir wahren. Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. Wie wäre es, wenn jetzt jemand die Tür öffnete und mich etwas fragte. Wäre ich dann nicht selbst einer, der sein Geheimnis wahren will."

Im Alltag begegnet Heimat in vielerlei Gestalt. Auf einfache Identifikationen wie Kindheit, Land oder Stadt, geschichtliches Ziel oder vergangener Ursprung lässt sie sich nicht reduzieren. Möglicherweise entzieht sich Heimat auch immer wieder einem eindeutigen Verstehen. Dies mag der Sehnsucht nach ihr nur neue Nahrung geben. Max Frisch hat bei seiner heimatkritischen Selbstbefragung fest-

gehalten: „Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich. Zur Heimat kann auch Schande gehören."

Heimat bleibt ein zwiespältiges Gefühl und ihre Bilder können zwar die Sehnsucht bedienen, aber die langen Schatten kaum vertreiben. Sie korrespondiert stets mit einer Fremde, in der wir als Pilger unterwegs sind. Oft genug stehen wir vor einer Tür, die Heimat zu versprechen scheint und doch uns fremd sein lässt. Sicherheit, Schutz und Vertrautheit braucht ein Vertrauen, das über den Herkunftsort sowenig zu gewinnen ist wie über gegenwärtige alltägliche Zugehörigkeiten zu bestimmten Orten und Gemeinschaften. Vertrauen auf Gott wäre eine Möglichkeit, des Geheimnisses der Heimat und der Sehnsucht nach ihr noch einmal ganz neu ansichtig zu werden.

Zum Autor:
Prof. Werner Schneider-Quindeau ist seit 1987 Vorsitzender der Jury der Evangelischen Filmarbeit in Deutschland und war von 1999 bis 2003 Filmbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Vorstellung der Evangelischen Frauenarbeit Niederösterreich

von Ute Kolck-Thudt

Was tut eigentlich die Frauenarbeit? Diese Frage wird oft von Männern in der Evangelischen Kirche gestellt, was allerdings nicht bedeutet, dass alle evangelischen Frauen eine Antwort darauf hätten. Manche Pfarrerinnen und Pfarrer behaupten sogar, in ihren Gemeinden keine Frauenarbeit zu haben. Höchste Zeit also, das Geheimnis zu lüften, um die vielfältigen Aufgaben der Evangelischen Frauenarbeit (EFA) ins rechte Licht zu rücken.

Die Evangelische Frauenarbeit (EFA) ist ein Werk der Kirche. Das Logo der Evangelischen Frauenarbeit Österreich – eine Windrose, die vom Geist Gottes in Bewegung gehalten wird – ist ein Sinnbild dafür, dass die EFA Frauen Mut machen will, Kirche und Gesellschaft im Geiste Jesu Christi mitzugestalten. **Informations- und Bildungsarbeit** sind dafür Voraussetzung – sei es in den Frauenkreisen der Pfarrgemeinden, auf diözesanen Frauentagen oder auf Konferenzen für Mitarbeiterinnen, wo Themen aus Religion, Politik und Gesellschaft aufgegriffen und vor evangelischem Hintergrund erörtert werden, um in **diözesanen Rundbriefen und der Zeitschrift „efa“** einem interessierten Publikum nähergebracht zu werden.

In vielen Pfarrgemeinden sind es Frauen, die diakonische Dienste leisten, Kindergottesdienste oder Religionsunterricht halten, Feste organisieren, in Gemeindevertretungen und Presbyterien mitarbeiten. Die Evangelische Frauenarbeit ist daher nicht nur für Frauenkreise, sondern auch für einzelne engagierte Frauen offen. Es tut gut, mit Gleichgesinnten vernetzt zu sein und die Gemeinschaft evangelischer Frauen zu erleben – auf den Frauentagen schöpfen viele Teilnehmerinnen neue Kraft.

Der Weltgebetstag der Frauen – die größte ökumenische Basisbewegung – wird seit vielen Jahren von der EFA mitgetragen und fast in jeder Pfarrgemeinde in Österreich gefeiert. „Informiert beten – betend handeln“ ist das Motto des Weltgebetstages, dem immer einige regionale Bildungsveranstaltungen vorausgehen. Die gut vorbereiteten Weltgebetstags-Feiern schaffen nicht nur Solidarität zwischen Frauen weltweit, sondern helfen auch, die ökumenischen Kontakte in den Pfarrgemeinden zu festigen.

Im Auftrag der Evangelischen Kirche betreute die EFA viele Jahre die Aktion „Brot für Hungernde“ – seit einigen Jahren jetzt **„Brot für die Welt Österreich“** – wo einmal mehr die Erfahrungen in der Bildungsarbeit gefragt sind und die gute Vernetzung mit den Gemeinden. Einmal im Jahr – beim Osteraufruf – werden besonders Frauenprojekte aus den Ländern des Südens mit Spenden unterstützt.

Was sind die großen Herausforderungen in der Evangelischen Frauenarbeit Niederösterreich?

Wir versuchen, jedes Jahr einen Frauentag und einen Mitarbeiterinnentag für NÖ zu organisieren, dazu alle zwei Jahre eine Seniorenfreizeit. Wir bemühen uns, Referentinnen zu aktuellen Themen zu finden. Dies und die großen Entfernungen zwischen den Pfarrgemeinden stellen uns dabei nicht selten vor logistische und finanzielle Herausforderungen. Das Erstellen und Versenden von Rundbriefen und Einladungen ist ebenfalls zeitaufwändig und kostspielig. Ein Glück, dass die Mitglieder des Leitungsteams bereit sind, zu 100 % ehrenamtlich zu arbeiten – so können die Subventionen zur Gänze in evangelische Bildungsarbeit und Gemeinschaft investiert werden.

An dieser Stelle ein herzliches Dankeschön an den Evangelischen Bund Österreich, der immer wieder unsere Arbeit ermöglicht und finanziell unterstützt hat.

Zur Autorin:
Ute Kolck-Thudt ist Vorsitzende der Evangelischen Frauenarbeit Niederösterreich.

53. Jahrestagung des Evangelischen Arbeitskreises für Konfessionskunde in Europa (EAKE)

21.–24.4.2016 in Budapest und Beregszász (Ukraine)

Evangelische Kirchen Europas als kritische Partner in Flüchtlingshilfe und Sozialarbeit

von Ksenija Auksutat

Kirchen sollen nicht einfach auf Armut oder die Flüchtlingssituation in Europa reagieren, „sondern selbst die Initiative ergreifen: Statt eines reaktiven Verhaltens sollten sie neue Themen und die Entwicklung innovativer Lösungsmethoden anstoßen." Dies forderte Sándor Fazakas vom Reformierten Kolleg in Debrecen während der 53. Tagung des Evangelischen Arbeitskreises für Konfessionskunde in Europa (EAKE). Die historisch bedingte fehlende Bürgerkultur in den Staaten Süd-, Ost- und Mitteleuropas wirke sich in einer unterentwickelten demokratischen Diskurskultur aus. Kennzeichen seien „der mangelnde Respekt vor der Meinung des Anderen und der Verlust an Diskurs und Argumentation".

Von den Kirchen werde häufig lediglich soziales Engagement in diakonischer Hinsicht erwartet. Fazakas forderte, dass sich die Kirchen darüber hinaus in gesellschaftspolitische Debatten einbringen. Zwar gebe es „keine glaubwürdige Verkündigung des Evangeliums ohne Solidarität mit den Adressaten", jedoch dürfe sich Kirche nicht unkritisch von staatlicher Seite die Rolle als Dienstleister zuschreiben lassen. So könne Kirche „Raum für Versöhnung öffnen", auch für den Umgang mit Leiderfahrungen. Kirche könne „Ängste wegnehmen, Schmerzen lindern und zum Mitleid befähigen". Angesichts der sozialen Folgen der europäischen Integrationsprozesse oder neu entstandener Notlagen etwa durch Kriege, Umweltkatastrophen und Flucht könne Kirche so „einen wesentlichen Beitrag zur Stärkung der europäischen Zivilgesellschaft leisten". Dieses Profil der Kirchen wäre „evangeliums- und zeitgemäß zugleich".

Die 53. Jahrestagung des EAKE in Beregszász/Ukraine besuchte die Reformierte Kirche in Transkarpatien, die Kirche der ungarischen Minderheit. Die Konferenz stand unter der Fragestellung, was Kirchen leisten angesichts fehlender staatlicher Leistungen für soziale Aufgaben. In Beregszász befindet sich nahe der ungarischen Grenze das Diakonische Zentrum (DCO) der Reformierten Kirche. Das DCO versorgt mittellose Menschen unabhängig von ihrer religiösen Ausrichtung mit Kleidung, Obdach und Nahrung. Im zentrumseigenen Landwirtschaftsbetrieb werden Früchte, Gemüse und Fleisch zum größten Teil selber produziert und kostengünstig zur Verfügung gestellt. Die Suppenküche verteilt täglich eine warme Mahlzeit und einen Laib Brot an mehrere hundert bedürftige Menschen. Ein Heim für ledige Mütter und ein Altersheim für pflegebedürftige Menschen, die sonst auf sich allein gestellt wären, sind weitere Angebote des Zentrums. Es gibt ein Wohnheim für Katastrophenteams, die etwa bei Hochwasser anrücken, sowie eine Freiwillige Feuerwehr in kirchlicher Trägerschaft, da die örtliche Kommune dies nicht mehr gewährleisten kann.

Foto: Konfessionskundliches Institut Bensheim

Die TeilnehmerInnen der diesjährigen Tagung des Arbeitskreises für Konfessionskunde, unter ihnen die Vorstandsmitglieder des Evangelischen Bundes Österreich: Ulrike Swoboda, Mario Fischer und Birgit Lusche

Das Engagement der Evangelischen Kirchen in Europa angesichts sozialer Notlagen und der Flüchtlingskrise war das Thema des Zusammentreffens von 16 ökumenischen Fachpersonen aus zehn Evangelischen Europäischen Kirchen vom 21. bis 24. April 2016 im ukrainischen Beregszász. Die Einschätzungen des Theologen Fazakas und die Gespräche vor Ort wurden ergänzt durch Länderberichte der Teilnehmenden, die in diesem Jahr aus Deutschland, Tschechien, Rumänien, Österreich, Ungarn, Dänemark, Finnland, der Slowakei und der Schweiz kamen; auch die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) mit Sitz in Wien war vertreten.

Träger des EAKE sind der Evangelische Bund in Deutschland, der Evangelische Bund in Österreich sowie die GEKE. Die 54. Jahrestagung wird voraussichtlich vom 7. bis 11. Mai 2017 in Italien (ELKI) in Venedig stattfinden.

Zur Autorin:
Ksenija Auksutat ist im Konfessionskundlichen Institut Bensheim verantwortlich für das Referat Geschäftsführung, Publizistik und Kommunikation. Seit Februar 2015 ist sie Generalsekretärin des Evangelischen Bundes Deutschland.

Nachrichten aus aller Welt

Österreich

HOHE AUSZEICHNUNG FÜR EHEMALIGEN EKD-RATSVORSITZENDEN SCHNEIDER

Mit dem Großen Goldenen Ehrenzeichen mit dem Stern für Verdienste um die Republik Österreich wurde der ehemalige Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Nikolaus Schneider, am 30. Juni in der österreichischen Botschaft in Berlin ausgezeichnet.

Die Auszeichnung, die der österreichische Botschafter Nikolaus Marschik überreichte, stehe auch für die europäische Dimension von Schneiders Wirken, sagte der Bischof der Evangelisch-lutherischen Kirche in Österreich, Michael Bünker, in seiner Laudatio für den Geehrten.

„Dass die Republik Österreich diese enge Verbindung der Kirchen durch die Ehrung deiner Person würdigt und dir damit attestiert, dass du dir so auch Verdienste um die Republik erworben hast, möchte ich auch als Zeichen dafür deuten, welche Bedeutung dem Wirken der Kirchen für das Gemeinwesen insgesamt auch durch die Politik zugeschrieben wird“, erklärte Bünker, der auch Generalsekretär der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) ist.

70 JAHRE DIÖZESE WIEN

Einen Blick in die Evangelische Superintendenz A.B. Wien sowie einen ökumenischen wie interreligiösen Blick in eine Wiener Zukunft warfen am 10. September rund 350 Gäste der Feierlichkeiten zum 70-Jahr-Jubiläum der Superintendenz Wien.

Zum Auftakt des Festtages feierten rund 250 Gäste einen besonderen Gottesdienst in der Gustav-Adolf-Kirche in Gumpendorf, den Superintendent Hansjörg Lein gemeinsam mit Clownin Rossa gestaltete. „Evangelische gibt es seit dem 16. Jahrhundert in Wien – von 1520 bis 1600 galten die Wienerinnen und Wiener sogar als mehrheitlich protestantisch gesinnt“, erklärte Lein zur Begrüßung. „Mitten im Zweiten Weltkrieg, 1942, wurde die Auflösung der bisherigen Kirchenstruktur beschlossen. 1946, vor 70 Jahren, wurde der Beschluss umgesetzt und die Evangelische Diözese A.B. Wien gegründet.“

GRÜNFELDER: „VIEL ZEIT IN BEZIEHUNGSARBEIT INVESTIEREN“

Seit 1. September ist Petra Grünfelder als geistliche Amtsträgerin der Evangelischen Jugend A.u.H.B. und „Jugendpfarrerin“ in Österreich tätig. „Ich möchte als Jugendpfarrerin viel Zeit

in Beziehungsarbeit investieren, in den Aufbau von Unterstützungsstrukturen, will Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kinder- und Jugendarbeit stärken, Verbindungen herstellen zu Pfarrgemeinden und ihren Kindern und Jugendlichen", heißt es in einer Aussendung der Evangelischen Jugend. Sie habe immer Orte gesucht, an denen Menschen sich unvoreingenommen begegnen. Kirche sei für sie so ein Begegnungsraum.

Zu den Aufgabenfeldern der Jugendpfarrerin gehören Konzeptionsarbeit und die Entwicklung der Evangelischen Jugend Österreich. Petra Grünfelder hat Evangelische Theologie, Romanistik und Kultur- und Sozialanthropologie studiert.

REFORMATIONSJUBILÄUM BRAUCHT ÖKUMENISCHE AKZENTE

Das Reformationsgedenken 2017 wird dann ein Erfolg, wenn es gelingt, eine weitere Annäherung zwischen Evangelischer und Katholischer Kirche herbeizuführen: Das haben Kurienkardinal Kurt Koch und der evangelisch-lutherische Bischof Michael Bünker am 15. Juli bei der Ökumenischen Sommerakademie im Stift Kremsmünster betont.

Die traditionelle Sommerakademie stand heuer unter dem Motto „Es muss sich etwas ändern. Anstöße der Reformation". Klar sei, dass Luther ursprünglich keine neue Kirche begründen bzw. eine Spaltung herbeiführen wollte, sagte Kardinal Koch. Luther sei es um die Reform der einen Kirche gegangen. Insofern hätten manche Autoren Luther auch als „Reformkatholiken" bezeichnet. Freilich müsse man nüchtern feststellen, dass die Reformation nicht die von Luther angestrebte Reform der gesamten Kirche gebracht habe, sondern die Spaltung. Dabei trage die Katholische Kirche jedoch große Mitschuld, räumte Koch ein.

KÖRTNER: „EVANGELISCHE KIRCHE MUSS PROFIL SCHÄRFEN"

„Die Kirche ist gefordert, das Profil des Christlichen wieder zu schärfen", sagte der Wiener evangelische Theologe Ulrich H.J. Körtner bei seinem Vortrag zum Thema „Reformatorische Impulse für das 21. Jahrhundert" am 1. September in Schlierbach. Körtner war als Referent bei der diesjährigen gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung zu Gast, um im Vorfeld des Reformationsjubiläumsjahres 2017 auf die Aktualität der reformatorischen Botschaft hinzuweisen.

„Das drängende Problem der Kirche ist nicht ein Mangel an Spiritualität", so Körtner vor den PfarrerInnen der drei Evangelischen Kirchen in Österreich. „Ich sehe das Problem in der Sprachnot des Glaubens." Von daher sei es notwendig, wieder elementare Fragen des christlichen Glaubens aufzugreifen und eine Antwort darauf zu finden. „Wer ist Jesus Christus für uns heute? Diese wichtige Frage wieder zu thematisieren ist eine Herausforderung für die Kirche."

In diesem Zusammenhang betonte Körtner die Notwendigkeit und Wichtigkeit der Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade, wie sie in der Reformationszeit formuliert wurde. „Die Botschaft von der Rechtfertigung scheint obsolet geworden zu sein, weil die Angst vor dem Gericht Gottes verblasst ist. Körtner betonte, dass auch die Schuldfrage nicht einfach verschwunden sei. „Wir müssen auch von Sünde sprechen, vom verfehlten Gottesverhältnis, das sich manifestiert in einem verfehlten Verhältnis zu sich selber, zu seinen Mitmenschen und zur Schöpfung.“ Die Pointe der Rechtfertigung bestehe darin, dass Gott die Feindschaft zwischen Mensch und Gott überwunden hat und die Menschen trotz ihrer Sünde anerkenne.

Letztlich habe die reformatorische Botschaft heute nicht nur in Glaubensfragen Relevanz, sondern auch in ethischen Fragen. „Eine von der Rechtfertigungslehre her begründete Ethik ist recht verstanden eine ‚Ethik des Lassens‘“, erklärte Körtner. „Diese Ethik lässt Gott Gott sein und den Mitmenschen Mitmensch.“ Es gehe jedenfalls nicht darum, den Menschen zu verbessern. Aufgabe evangelischer Ethik sei es, „den Zusammenhang zwischen Freiheit, Liebe und Verantwortung zu erklären“.

LEIN: KEINE „EINFACHE LÖSUNG“ IN DER FLÜCHTLINGSFRAGE

Die Evangelische Kirche sei dazu verpflichtet, sich bestmöglich für Menschen einzusetzen, die flüchten, weil sie um ihr Leben bangen. Das betonte der Wiener Superintendent Hansjörg Lein in einem Interview mit religion.orf.at. Dabei wandte Lein auch ein, dass es in der Flüchtlingsfrage keine „einfache Lösung“ gebe. Von Obergrenzen halte er aber trotzdem nichts, da diese den Menschenrechten wiedersprächen. Er selbst habe seit vergangenem November eine syrische Familie bei sich aufgenommen. Seitdem habe er sehr viele interessante und gute Erfahrungen gemacht.

In Bezug auf die im Sommer aufgeflammte Kopftuchdebatte verwies der Superintendent auf die grundsätzliche Freiheit, die das evangelische Christentum in besonderer Weise ausmache. „Für mich gehört es zur grundsätzlichen Freiheit, dass sich Menschen kleiden können, wie sie es für richtig halten.“ Nur mit einer Ganzkörperverhüllung habe Lein Probleme, wenn dadurch die Identifikation des Gegenübers unmöglich werde.

Besorgt zeigte sich Lein bezüglich der derzeitigen politischen Entwicklung in Europa. „Wir beobachten einen eindeutigen Rechtsruck, hier müssen wir als evangelische Christen ganz besonders wachsam sein“, sagte der Superintendent und verwies auf die problematische Rolle der Evangelischen Kirche zur Zeit des Nationalsozialismus. Wenn man sich die letzten Wahlergebnisse ansehe, sei aber leider nicht zu leugnen, dass auch in den Hochburgen der Evangelischen Kirche in Österreich ein hoher Anteil an Wählern und Wählerinnen die Partei wählen, die sehr viel Hass schüre, so Lein.

OTOO: „ICH WUNDERE MICH, WARUM DIE LEUTE SO KRITISCH GEGENÜBER RELIGION SIND“

Die seit 2006 in Berlin lebende Britin Sharon Dodua Otoo überzeugte beim diesjährigen Wettlesen in Klagenfurt mit ihrem satirischen Text „Herr Göttrup setzt sich hin“, der in kafkaeskem Perspektivenwechsel und sprachlicher Leichtigkeit das psychologisch-existentielle Emotionsprekariat eines Ehealltags thematisiert. Ein weich gekochtes Ei wird zum Stein des Anstoßes in der Säulenhalle des familiären Rollenspiels der Wiederholung. Der Text, der von der Britin erstmals in deutscher Sprache verfasst wurde und Teil eines Romanprojektes ist, überzeugte Publikum und Jury beim 40. Bachmannpreis.

Religion hat für Otoo, die aus einem protestantischen familiären Umfeld (Church of England, Methodists) stammt, eine starke „prägende Wirkung“ gehabt. „Religion lebt auch viel von Erzählungen und dem sozialen Zusammenkommen im Mitteilen und Ausdrücken. Bestimmt gibt es auch biblische Motive in meinen Texten.“ Sie selbst sieht sich zwar jetzt in „wohlwollender Distanz“ zu Religion, versteht aber die oft „massive ablehnende Kritik“ an religiöser Weltanschauung und Lebensgestaltung nicht: „Ich wundere mich, warum die Leute so kritisch gegenüber Religion sind“.

Der Bachmannpreis ist nach der österreichischen Schriftstellerin Ingeborg Bachmann, die aus einer protestantischen Familie stammte, benannt und einer der bedeutendsten Literaturpreise im deutschen Sprachraum.

BÜNKER: „KEIN HASS IM INTERNET“

Aggressive Postings, Cybermobbing und Hass im Netz nehmen seit einiger Zeit in den Social Media-Netzwerken stark zu. Nun will eine Regierungsinitiative dagegen angehen: #GegenHassimNetz. „Hasspostings sind keine Kleinigkeit. Sie gefährden den gesellschaftlichen Zusammenhalt und können bei den betroffenen Personen schwere Folgen haben“, bezieht sich Staatssekretärin Muna Duzdar auf eine kürzlich veröffentlichte Studie aus Irland, die besagt, dass jedes dritte Kind, das von Cybermobbing in Form von Hasspostings betroffen war, bereits Suizidgedanken hegte.

Die Initiative #GegenHassimNetz soll über Hasspostings aufklären und deutlich Stellung beziehen. Mit von der Partie ist der lutherische Bischof Michael Bünker mit seinem Statement „Miteinander reden statt gegeneinander hetzen. Kein Hass im Internet“. Mit der Online-Kampagne sollen viele Engagierte gewonnen werden, die sich gegen Hasspostings aussprechen. Gleichzeitig soll die Bevölkerung besser informiert werden, wie man sich gegen Falschmeldungen und persönliche Attacken wehren kann. „Durch die Einbeziehung von ExpertInnen und NGOs soll ein Leitfaden zum Umgang mit Hass im Internet entwickelt werden, der vor allem Vereinen, NGOs und allen

Institutionen, wie zum Beispiel Schulen, als Argumentarium dienen soll."

AUFKLÄRUNG ZU VORURTEILEN GEGEN MINDESTSICHERUNGSBEZIEHERINNEN

„Wahrheit oder Pflicht?", mit diesem Motto machte die Diakonie in den vergangenen Wochen auf Vorurteile und Falschmeldungen in der Mindestsicherungsdebatte aufmerksam. „Infografiken, die über Social Media (Facebook, Twitter, Instagram) zu sehen sind, verzeichneten hohe Zugriffe, die dazu passenden Postkarten in Lokalen sind vergriffen. Die meistgestellte Frage an uns war aber: ‚Warum liest man das kaum wo, warum sind die Infos in der veröffentlichten Meinung so einseitig und unausgewogen?'", heißt es von der Diakonie. Die durchschnittliche Bezugsdauer beträgt zwischen sechs und neun Monate, bei 20 Prozent der unterstützten Haushalte ist sie kürzer als drei Monate. Dabei ist zu bedenken, dass zum BezieherInnenkreis auch Personen gehören, die kaum Chancen auf einen Ausstieg aus der Mindestsicherung haben, wie zum Beispiel Personen im Pensionsalter oder Menschen mit erheblicher Beeinträchtigung. Die BezieherInnenzahlen steigen nicht erst seit der Fluchtbewegung aus Syrien und auch nicht erst seit Einführung der Mindestsicherung im Jahr 2010.

Die Gründe für den Anstieg der Mindestsicherung liegen laut Diakonie anderswo: bei fehlenden Arbeitsplätzen, steigenden Wohnkosten in den Städten, physischen und psychischen Beeinträchtigungen, prekären und nicht existenzsichernden Jobs. Es genüge also nicht, über die Mindestsicherung allein zu sprechen. „Die Vermeidung von Armut ist eine zentrale Aufgabe. Die Mindestsicherung kann in Zukunft nicht der ‚Staubsauger' für alle strukturellen Probleme sein, die in der Mitte der Gesellschaft angelegt sind: Arbeitslosigkeit, Pflegenotstand, prekäre Jobs, mangelnde soziale Aufstiegschancen im Bildungssystem. Es ist notwendig, etwas dort zu tun, wo Armut gemacht wird", so Diakonie-Direktor Michael Chalupka.

Ausland

KONSTANTIN WECKER VERMISST RADIKALE THEOLOGIN SÖLLE

Der Liedermacher Konstantin Wecker vermisst in der Flüchtlingsdebatte Persönlichkeiten wie die verstorbene evangelische Theologin Dorothee Sölle. Eine christliche Kirche müsse „radikal für eine Willkommenskultur" sein, sagte Wecker im Deutschlandfunk. Das 1997 veröffentlichte Sölle-Buch „Mystik und Widerstand" sei „eine Art Bibel für mich geworden", sagte Wecker, der aus der Kirche ausgetreten ist. Für ihn bedeute das: Jeder wirkliche Mystiker „muss ein Widerständler sein" und könne „mit der Gesellschaft nicht klarkommen", sagte der Musiker. Dem widersprach Anselm Weyer, der kürzlich das Buch „Liturgie von Links" über die politischen Nacht-

gebete von Dorothee Sölle in der Antoniterkirche in Köln zwischen 1968 und 1972 veröffentlicht hat. Das Besondere an Sölles Widerstandsverständnis sei gewesen, dass ihr ein bloßes Nein nicht gereicht habe. Sie und die 68er-Bewegung hätten „sehr gute Alternativpläne für eine Welt, wie sie anders sein soll" gehabt. Diese Form von Gemeinschaftswollen, die „einen Gestaltungswillen hat", gebe es heute nicht mehr. Wenn man also heute sage, Sölle fehle, dann müsse man „selbst Dorothee Sölle werden" und etwas wie ein politisches Nachtgebet starten.

KÄSSMANN: BURKA-DEBATTE IST HYSTERISCH

Die evangelische Theologin Margot Käßmann hält die Forderungen nach einem Burka-Verbot für völlig überzogen. „Was jetzt an Debatte in Sachen Burka und Burkini läuft, grenzt an Hysterie", schrieb die frühere Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in der „Bild am Sonntag". Sie selbst lehne die Vollverschleierung kategorisch ab, finde Niqab und Burka schrecklich, stellte Käßmann klar. Dennoch habe noch keine Frau mit Burka in Europa je einen Anschlag verübt, unterstrich die ehemalige hannoversche Landesbischöfin. Zur Debatte um ein Burkini-Verbot in Frankreich schrieb Käßmann: „Ich bin alt genug, mich daran zu erinnern, wie der Bikini als Bedrohung der westlichen Werte angesehen wurde. Damals sollten die Frauen mehr anziehen, jetzt sollen sie mehr ausziehen. Du lieber Himmel, wer bestimmt denn das?"

NETZWERK EVANGELISCHER UNTERNEHMER FEIERT 50-JÄHRIGES BESTEHEN

Der Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer (AEU) feierte am 14. September in Frankfurt am Main sein 50. Gründungsjubiläum. Das Netzwerk protestantischer Unternehmer, Manager und Führungskräfte war 1966 gegründet worden, um innerhalb der Evangelischen Kirche Verständnis für unternehmerische Entscheidungen zu wecken. Die Festveranstaltung am Gründungsort trug den Titel „Unternehmerische Freiheit und unternehmerische Verantwortung im 21. Jahrhundert". Der AEU ist ein Zusammenschluss von kirchlich engagierten Persönlichkeiten, die als Unternehmer oder Führungskräfte in Wirtschaft und Diakonie tätig sind. Zu seinen Aufgaben gehören der Dialog mit Kirchenleitenden, die Organisation von fachlichem Austausch sowie Angebote zur Glaubensvergewisserung für die rund 600 Mitglieder. In seinen Anfangsjahren hatte sich der Arbeitskreis ausdrücklich auch als Gegengewicht zu etablierten gewerkschaftsnahen Arbeitnehmergruppen in der Kirche sowie zur kirchlichen Industrie- und Sozialarbeit verstanden.

TRAUER UM EVANGELISCHEN THEOLOGEN JÖRG ZINK

Jörg Zink, einer der renommiertesten evangelischen Theologen Deutschlands, ist am 9. September im Alter von 93 Jahren in seinem Haus in Stuttgart gestorben. Seine rund 200 Publikationen erreichten zusammen eine Auflage von

20 Millionen Exemplaren. Der Theologe prägte das religiöse protestantische Leben weit über seine Heimat Baden-Württemberg hinaus.

„Die Evangelische Kirche ist ihm zu großem Dank verpflichtet“, erklärte der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm. Ihn habe „immer beeindruckt, wie Jörg Zink persönliche Frömmigkeit und Engagement für die Welt miteinander verbunden hat“. Mit seinem authentischen Glaubenszeugnis habe er viele Menschen inspiriert. Der evangelische württembergische Landesbischof Frank Otfried July würdigte Jörg Zink als leidenschaftlichen Verkünder des Evangeliums. Zink habe sich auch für die Bewahrung der Schöpfung, für Frieden, Gerechtigkeit, Ökumene und den interreligiösen Dialog engagiert.

EVANGELISCHER EXPERTE: GÜLEN KEIN REFORM-THEOLOGE

Die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen hält die Hizmet-Bewegung des islamischen Predigers Fethullah Gülen für problematisch. Es gebe dort eine „hohe Sozialkontrolle“, sagte Referent Friedmann Eißler der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“. „Gehorsam und Opferbereitschaft sind absolute, zentrale Werte, an denen natürlich auch das Verhalten der Anhängerinnen und Anhänger gemessen wird.“ Das „Problem der Indoktrinierung“ entstehe nicht direkt in den Schulen und Nachhilfeeinrichtungen, sondern in deren Umfeld, erläuterte Eißler, der die Bewegung des türkischen Predigers seit langem beobachtet. „Indem die jungen Menschen für die inneren Kreise interessiert und angeworben werden – mit Hilfe von Hausbesuchen, mit Geschenken, mit intensiven Gesprächen mit den Eltern – kann auch ein gewisser Druck entstehen.“

Nach Ansicht von Eißler steht Gülen nicht für einen fortschrittlichen Islam. Man müsse sich klarmachen, dass der Prediger die islamischen Werte in seinen Schriften immer wieder in einen Gegensatz zu „westlichen“, also „christlichen“ Werten bringe. Gülen verteidige die Gebote und Verbote der Scharia ausnahmslos. „Er ist ausdrücklich kein Reformtheologe, sondern passt lediglich die Vermittlung der konservativ-islamischen Inhalte geschickt den Umständen der umgebenden Gesellschaft an“, so Eißler. Die Gülen-Bewegung ist seit dem gescheiterten Putsch in der Türkei Mitte Juli verstärkt ins Rampenlicht gerückt. Der türkische Präsident Recep Tayyip Erdogan hält Gülen für den Drahtzieher des Umsturzversuches und verlangt dessen Auslieferung von den USA, wo der Prediger seit 1999 lebt.

TÜRKEI-AUSLANDSPFARRERIN: KEINE ÜBERGRIFFE AUF DEUTSCHE GEMEINDE

Beim Putschversuch in der Türkei ist die deutschsprachige evangelische Gemeinde in Istanbul von Gewalt verschont geblieben. Die Kirchengemeinde der Kreuz-

kirche in der Nähe des Taksim-Platzes sei von den Auseinandersetzungen nicht betroffen gewesen, sagte die Auslandspfarrerin der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Ursula August. Die deutschsprachige evangelische Gemeinde, zu der auch Standorte in Ankara und an der Südküste gehören, zählt rund 350 Mitglieder. Die Evangelische Gemeinde deutscher Sprache in der Türkei wurde im Jahr 1843 gegründet.

REPORT: JEDER VIERTE STAAT SCHRÄNKT FREIE RELIGIONSAUSÜBUNG EIN

In jedem vierten Land der Welt ist das Recht der Bevölkerung auf freie Religionsausübung eingeschränkt. Das geht aus einem in Washington veröffentlichten Bericht des US-Außenministeriums hervor. In den betroffenen 24 Prozent aller Länder leben den Angaben zufolge 74 Prozent der Weltbevölkerung. In dem Report für das Jahr 2015 heißt es, verantwortlich für die Restriktionen seien teilweise die jeweiligen Regierungen, teilweise aber auch gesellschaftliche Gruppen oder Terrororganisationen wie der „Islamische Staat“ (IS). Der Bericht dokumentiere „den Status des universellen Menschenrechts auf Religionsfreiheit in 199 Ländern“.

BEDFORD-STROHM GEGEN ABWERTUNG DES ISLAM

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Heinrich Bedford-Strohm, warnt davor, angesichts des islamistischen Terrors in der Welt die Religionsfreiheit für Muslime infrage zu stellen. „Wer das fürchterliche Leid der Opfer von Gewalttaten dazu nutzt, um Angst und Hass gegen eine ganze Religion zu verbreiten, befördert ein gesellschaftliches Klima, das die Gewalt noch verschärft“, schreibt der oberste Repräsentant der deutschen Protestanten im evangelischen Monatsmagazin „chrismon“: „Der größte Triumph der Fundamentalisten wäre es, wenn sie uns dazu brächten, unser Eintreten für die Religionsfreiheit aufzugeben oder zu schwächen.“ Eine „pauschale Abwertung oder Bekämpfung des Islam“ sei der falsche Weg.

UMFRAGE: RELIGION SPIELT GROSSE ROLLE BEI US-PRÄSIDENTENWAHL

Die Religion spielt bei der kommenden Präsidentschaftswahl in den USA wieder eine große Rolle: Nach einer Erhebung des Meinungsforschungsinstituts „Pew Research Center“ wollen vor allem weiße Protestanten, darunter viele Evangelikale, mehrheitlich für den Republikaner Donald Trump stimmen. Katholische Christen, schwarze Protestanten und nicht-religionsgebundene Wähler hingegen sprachen sich für die demokratische Anwärterin Hillary Clinton aus. Bemerkenswert sei, dass weiße Evangelikale Trump mit großer Mehrheit unterstützten, obwohl namhafte Theologen und Kirchenführer ihre Bedenken über dessen Lebensstil geäußert haben.